

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 28 (1941)
Heft: 9

Artikel: Die grüne Farbe : Antwort auf den Artikel gleichen Titels in Heft 5, Seite 151
Autor: Abraham
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-86861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Universität Freiburg

Am 20. Juli 1941 wurde der Neubau der Universität Freiburg feierlich eingeweiht. Dieses Werk der Architekten F. Dumas und D. Honegger, Freiburg, ist zweifellos eine der interessantesten Grossbauten der letzten Jahre, nicht nur hinsichtlich ihrer ausserordentlich weitgehenden technischen Durchbildung, sondern vor allem auch in stilistischer Hinsicht. Honegger verleugnet seinen Lehrer Auguste Perret nicht, und wie die Bauten von Perret ist sein Universitätsbau ein höchst interessanter Versuch, die gehobene Tonart des Monumentalen — also die klassische Tradition — mit den Mitteln der modernen Betonkonstruktion auszusprechen. Damit liefert dieses Gebäude einen wertvollen Beitrag zur Lösung der wichtigsten Probleme der gegenwärtigen Architektur — sowohl in seinen eindeutig geglückten wie in seinen problematischen Teilen. Wir werden im «Werk» darauf zurückkommen.

Die Zeitschrift «Vie, Art et Cité» hat ein Sonderheft herausgegeben «Les nouveaux bâtiments de l'université de Fribourg» mit Beiträgen der leitenden Persönlichkeiten, einem Aufsatz über die Bedeutung der katholischen Universität Freiburg für Europa von Gonzague de Reynold, sowie Beiträgen der Architekten und der einzelnen Mitarbeiter für die technischen Einrichtungen und künstlerischen Massnahmen. Preis des Heftes Fr. 4.50. Verlag Librairie de l'université de Fribourg. p. m.

«Die grüne Farbe»

(Antwort auf den Artikel gleichen Titels in Heft 5, Seite 151.)

Mein lieber Josuah, warum hast Du meine so heiss geliebte «grüne Farbe» mir nichts dir nichts zu einer so kostbaren Sache gemacht? Ich «junger Mann» habe ja so viel davon in meinem Malkasten, und nun darf ich sie gar nicht mehr verwenden, ohne Herzklopfen zu bekommen; denn ein einziger Quadratmeter dieser grünen Farbe bedeutet ja nach Dir Hunderttausende, ja Millionen von Franken, je nachdem, ob der Plan, auf den sie gestrichen wird, in einem grösseren oder etwas kleineren Maßstab gehalten ist. Offen gestanden, ich habe bisher schon immer ein bisschen Herzklopfen bekommen, wenn ich den Pinsel in das Näpfchen mit dem schönen Grün hineintunkte; denn von Dir habe ich ja gelernt, dass die grünen und die verschiedenen roten, violetten und grauen Flächen Millionenwerte bedeuten. Aber ich habe mich dann jeweils wieder beruhigt und gestärkt — o nein, nicht mit Pervitin, sondern ich bin in den Wald gegangen (selbstverständlich nicht während der Bürozeit) — habe tief Atem geholt und habe dann, in die Amtsstube zurückgekehrt, auf dem bewussten Plan vorerst allen Wald dunkelgrün angemalt. Wie wohl tat das einem, und man konnte dabei, ohne Herzklopfen zu bekommen, an den «rotbackigen Unternehmer» denken. Denn der Wald, der ist ja — allerdings erst seit vierzig Jahren — von Gesetzes wegen geschützt — auch wenn er nicht dem Staat oder der Gemeinde gehört — geschützt vor Rodung, geschützt vor Asphalt, Backsteinen und Beton. Da brauchte man keine Angst vor dem «unscheinbaren Instrumentchen» zu haben, mit dem man solch astronomische Zahlen ausrechnen konnte, wie dies Dein «Unternehmer mit dem Kindergesicht» in der Sitzung der grossrätlichen Kommission so naiv tat. Dann aber kam das Vermessene. — Die Wirkung der ozonreichen Waldluft hatte ihren Höhepunkt erreicht. — Die dunkelgrüne Farbe wurde immer heller, wurde zur ganz gewöhnlichen «grünen Farbe», und unter ihr verschwanden — immer auf dem bewussten Plan — die Gebiete um das «Nonnenklösterchen», die Wiesen längs den Waldrändern und den Flussufern, die Tobel und Bachläufe, ja ganze Bauernhöfe und Weiler. So war das Vermessene geschehen — wie gesagt unter dem Einfluss der



Sanitäre Anlagen

Zentralheizungen

40 Jahre Fach Erfahrung · Erstklassige Referenzen

BENZ & CIE

GLARUS ZÜRICH WATTWIL

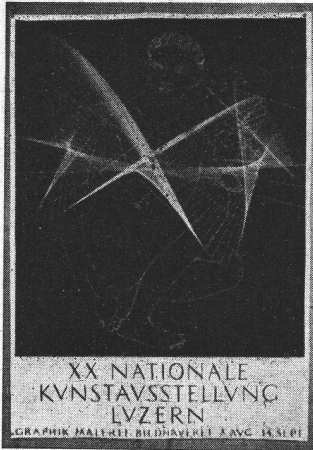
Waldluft —, als ob die ganz gewöhnliche «grüne Farbe» unter dem Schutze des Gesetzes stände, wie die dunkelgrüne es seit vierzig Jahren tut.

Lieber Josuah, steh' den unerfahrenen «jungen Männern» bei, damit die ganz gewöhnliche «grüne Farbe» der dunkelgrünen vor dem Gesetze gleichgestellt wird. Die hellgrüne Farbe soll nicht mehr kostbarer sein als die dunkelgrüne. Oder willst du partout allen Boden verstaatlichen? Denn darauf läuft

es hinaus, wenn Du Deinen Unternehmer vorschlagen lässtest, die Stadt solle nicht nur die Grünflächen, die nichts einbringen, kaufen, sondern auch den Boden, der etwas trägt. Mir scheint, es sei unsere Aufgabe, die Forderungen einer im allgemeinen Interesse liegenden Grünflächenpolitik im Rahmen einer möglichst freien, einzig durch weise Gesetze geregelten Privatwirtschaft zu erfüllen.

In Verehrung grüsst Dich Dein «junger Mann»

Abraham



Plakat von
Hans Erni SWB,
Luzern

Nachtrag. Die im letzten «Werk»-Heft Seite XXVI angezeigten Radierungen von Hans Erni zu Platos Gastmahl sind erschienen im Verlag Dr. L. Grosclaude, Splügenstr. 2, Zürich, den zu nennen versehentlich unterlassen wurde.

Die XX. Nationale Kunstausstellung in Luzern, II. Teil

Eine nationale Kunstausstellung hat nur dann Sinn, wenn sie von der Art des schweizerischen Kunstschaffens einen umfassenden und eindrucksvollen Begriff zu geben vermag. Sowohl der schweizerische wie der fremde Besucher soll sich nach der Besichtigung dieser Ausstellung sagen können: nun habe ich von wenigstens einem Dutzend der repräsentativen Künstler des Landes eine lebhaftere Vorstellung, nun habe ich das Wichtigste von dem, was in den letzten fünf Jahren von Schweizer Künstlern hervorgebracht wurde, gesehen.

Wird die Luzerner Nationale dieser Aufgabe gerecht? Man muss vorerst anerkennen, dass die Organisatoren der Ausstellung keine Mühe gescheut haben, um den *demokratischen Charakter* unseres Staatswesens auch in der «Nationalen» zum Ausdruck zu bringen. Jeder Schweizerbürger, ob er ein berühmter Künstler oder ein Sonntagsmaler ist, der vielleicht erst seit wenigen Monaten den Pinsel führt, hat das Recht, zwei Bilder einzusenden, und jeder hat, nicht ganz, aber doch fast die gleiche Chance, angenommen oder zurückgewiesen zu werden. Maler, die mit vollem Recht im Lande bekannt sind, erfahren das Missgeschick, vor der Jury keine Gnade zu finden, während andere, die mit ebensoviel Recht bisher unbekannt waren, hier mit einem Schlage ins Licht der Öffentlichkeit gestellt worden sind. Dass die Kleinen von den Grossen erdrückt werden, kann in dieser Ausstellung gewiss niemand behaupten.

Die bisher durchlaufene äussere Karriere und der daraus resultierende Name sind für den Wert dessen, was ein Künstler hervorbringt, nicht massgebend, und gerade heute erleben wir es immer wieder, dass ungebildete Künstler aus dem Volke Erfreulicherer leisten als mancher «akademisch» Geschulte. Dem bei der Auswahl der Werke entscheidenden Grundsatz kann man also nicht jede Berechtigung absprechen.

Er hat zudem die für den Besucher erfreuliche Wirkung, dass man in einer derartigen Ausstellung *Entdeckungen* machen kann. Man vermag dies auch in Luzern, selbst wenn es nicht immer gerade neue Kontinente sind, die da am Horizonte auftauchen. Dafür sind aber auch die Columbusse nicht nur in der Masse des Publikums, sondern auch unter den

Kritikern ziemlich selten. Die meisten, die ihren Mund auf tun, bekommen den Knieschlotter bei dem Gedanken, man könnte ihnen einst vorwerfen, eine Insel für einen Erdteil gehalten zu haben.

Nun hat aber der Luzerner Salon trotz seiner demokratischen Ordnung und seiner Durchsetzung mit neuen, noch unberührten Kräften auch seine Schattenseiten: Unsere bedeutenderen Schweizer Maler sind quantitativ und in einzelnen Fällen auch qualitativ schwach oder gar nicht vertreten. Der Kanton Tessin zum Beispiel ist durchaus nicht so üppig repräsentiert, dass man das Ausbleiben Kohlers leichten Herzens hinnähme, und auch unter den Welschen bildet das Fehlen von Auberjonois eine recht fühlbare Lücke. Unter den Deutschschweizern endlich vermisst man so viele, dass es schon zu weit führen würde, sie aufzuzählen. Es war in den früheren Nationalen Ausstellungen Brauch, dass eine von der Jury bestimmte Anzahl besonders markanter Künstler eingeladen wurde, die Ausstellung mit fünf bis sechs Bildern zu beschicken. In Luzern hat man diesen schönen Brauch fallen lassen, wie es heisst aus Platzmangel. Die Nationale wirkt infolgedessen trotz ihrer Zweiteilung und trotzdem die Bilder gut gehängt sind, ermüdend; denn der Besucher muss sich, da von keinem Maler mehr als zwei Bilder vorhanden sind, fortwährend umstellen.

Nicht weniger stiefmütterlich wie die Arrivierten hat man im Salon die Abstrakten und Surrealisten behandelt. Man hat sie zwar diesmal nicht einfach übergangen, und das wenige Gezeigte genügt gerade, um zu beweisen, dass man diese Leute nicht mit den Schlagwörtern «morbid» und «modisch» erledigen kann. Sie wirken sogar, auch wenn sie die Elemente ihrer Kunst aus dem Unterbewussten und aus dem Naturalienkabinett hernehmen, auffallend lebensbejahend und jugendfrisch. Aber die Auswahl ihrer Bilder ist so eng beschnitten, dass nur wenige Besucher aus diesen verschämt dargebotenen «Kostproben» klug werden können.

Was an der Luzerner Nationalen in erster Linie gezeigt wird, ist *der Mittelweg der kleineren und mittleren Talente*. Dieser Mittelweg ist nicht immer ein goldener. Er ist manch-

Varianten: Schemata, aus denen sich durch die Anwendung eines Typs auf Bedingungen von drei oder vier Ordnungen bis zu 96 verschiedene Individuen ergeben.

Die jungen Amerikaner wollen das nicht verstehen: ist es denn nicht die Leichtigkeit und Präzision der Automobilfabrikation, die wir auch im Hausbau, just im Hausbau, erreichen müssen?

Aalto weist in zwei, drei Sätzen nach, wie verschieden die Aufgaben gestellt sind: Das Auto hat das denkbar primitivste Programm zu erfüllen — Platz für fünf Leute, Bewegung auf vier Rädern — und wie kompliziert dagegen, wie vielfältig die Ansprüche selbst an das einfachste Haus!

Dann springt er in raschen Sätzen zu der grossen, der dringenden Aufgabe, wie sie der häuservernichtende Krieg stellt: Zuerst der primitive Shelter, ein Dach überm Kopf. Wie Gartenstühle ineinandergeschachtelt bringt das Lastauto diese Shelters in Stössen zur Baustelle: dreiseitige Paravents mit Ueberdeckung. Je vier Rücken an Rücken zusammengestellt, braucht eine Gruppe nur einen Schornstein. Dieser Behelf macht es möglich, die Permannentsiedlung daneben zu errichten. Die dann überflüssigen Unterkünfte sind alsdann aber, da sie so

leicht transportiert werden können, als Waldarbeiterhütten überall wieder zu verwenden.

Andere Shelters, Gehäuse von quadratischem Grundriss, folgen einer andern Idee: sie bilden die erste Zelle des zukünftigen Hauses. Nach einem, nach zwei Jahren wird es möglich sein, eine zweite, eine dritte Zelle anzugliedern. Das «wachsende Haus», um das sich seinerzeit der Berliner Stadtbaurat Martin Wagner bemüht hatte, hat hier die ihm gemässe Anwendung gefunden, h i e r ist es eine willkommene Erfindung, h i e r ermöglicht es eine organische, fast pflanzenhafte Entwicklung. —

So führt Aalto seine Hörer von der äussersten Not zu den Notlösungen des unbeugsamen Lebenswillens und zu den Notlösungen, wie sie die rücksichtslose Geschäftstüchtigkeit erzeugt — jenes eine wüste Verschwendung von Arbeitskraft, dieses ein scheinbar rationeller, in Wirklichkeit brutaler und letzten Endes unbrauchbarer, auf einem Missverständnis beruhender Ausweg. Und deutet behutsam an, wie just diese Not uns auf Wege führen kann, führen könnte, die das ganze Bauwesen wenden könnte, einer Entwicklung entgegen, die zugleich als logisch und rationell und im höchsten Masse als menschlich angesprochen werden darf.

Hans Bernoulli

Die grüne Farbe

O ja . . . die Stadtväter hatten sich genauestens orientiert zuvor: etwas jung, gewiß, sei der Mann für den verantwortungsvollen Posten. Aber derlei korrigiere sich ja mit jedem lieben Tag. Und die Zeugnisse und persönlichen Empfehlungen vonseiten der Hochschule seien einfach grossartig. Und würden, notabene, ergänzt durch eine glänzende Praxis.

?

Ja, der junge Mann — wie man sich nun einmal angewöhnt hatte, von dem neuen Stadtplanchef zu sprechen — der junge Mann sei zwei Jahre in der Türkei gewesen, beinahe zwei volle Jahre, und habe da Pläne aufgestellt, Pläne — einfach grossartig: Eine Hafenstadt, ein Seebad und fünf Departementshauptstädte — wie gesagt — grossartig.

(Einzig, dass — wie man drei Jahre später zufällig erfuhr — all die grossartigen Pläne, kaum hatte der junge Mann den türkischen Boden verlassen, mit einem orientalischen Lächeln in eine unergründlich grosse Schublade versorgt worden waren.)

In einer Sitzung der ad hoc ernannten grossrätlichen Kommission hat «der junge Mann» den neuen Plan unserer Stadt vorgelegt — rot, blau, grün, namentlich grün. Dazu einige Details, flüchtig mit

Kohle hingeworfene Skizzen — alles war begeistert. Bloss ein kleiner pausbäckiger Unternehmer, der sonst nicht viel sprach und mehr versehentlich — «als Vertreter des Gewerbes» — in die Kommission gewählt worden war, dieser Unternehmer tupfte mit seinem dicken Zeigefinger auf einen besonders grossen grünen Fleck und fragte, etwas allgemein mit seinen wasserblauen Augen an den ganzen Kreis gewendet:

«Wie wollen Sie das machen?»

Ja, eben. Eigentlich hatten die Herren sich das auch schon gefragt. Aber wer wird sich denn durch ungeschickte Fragen bloßstellen? Letzten Endes werden sich ja die Juristen durchfinden müssen?!

Der Unternehmer mit dem Kindergesicht beantwortete seine Frage selbst: «Wenn Sie das machen wollen, müssen Sie es auch bezahlen. Die «Grünflächen» da, oder wie Sie das heissen, die gibt niemand umsonst her. Das kostet — das kostet» — der Mann zog ein unscheinbares Instrumentchen aus der Tasche, kritzelte ein paar winzige Zahlen auf einen der schönen weissen Bogen, die man in Kommissionsitzungen in Erwartung irgendeiner tiefsinnigen geistigen Arbeit aufzulegen pfllegt, und erklärte trocken,